

Christen als verbindende Glieder zwischen den Völkern

Die kirchliche Situation im Burgenland und in Westungarn gestern und heute

1. Vorgestern

Trotz des Titels soll im „Vorgestern“ begonnen werden; es soll also die Ausgangsposition mit einigen Sätzen gekennzeichnet werden. Denn bis zum Jahre 1921 war das Burgenland ein nicht so unwichtiger Teil dreier westungarischer Komitate. Damals bestand keine Grenze, beziehungsweise verlief die innerstaatliche Grenze der Monarchie etwas weiter westlich; sie war im wesentlichen Zollgrenze. Das, was auf Grund der Bestimmungen der Pariser Vorortverträge von 1919 nach langen Auseinandersetzungen und zur Enttäuschung der Österreicher und der Ungarn als Grenze gezogen wurde, durchschnitt die Gebiete der Komitate Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg (Moson, Sopron und Vas) der Quere nach und führte die Trennung herbei, von der im Titel die Rede ist. Das Vorgestern war durch eine Einheit gekennzeichnet.

Das galt natürlich nicht im vollen Sinne vom Volkstum. In diesem Zusammenhang muß überhaupt gesehen werden, daß das Königreich Ungarn in seinen Grenzen von 1914 nur zum kleineren Teil von Ungarn bewohnt war; der Rest waren vor allem Deutsche und Slawen, aufgeteilt auf viele Sprachgruppen und Einheiten. Die politisch führende Schicht wurde allerdings so gut wie zur Gänze von den Ungarn gestellt, die auch – vermutlich auch als Reaktion auf die zwischen 1848 und 1866 von Wien aus unternommenen Zentralisationsbestrebungen – eine massive und zum Teil sehr hart geführte Magyarisierungsbewegung einleitete. Sozialer Aufstieg und nationalmagyarisches Bekenntnis wurden immer deutlicher miteinander verbunden.

Dabei ging man durchaus von dem allgemein anerkannten Symbol der Einheit im Königreich, der Stephanskrone, aus; ihr fühlten sich alle Nationalitäten zugeordnet. In der Praxis versuchte man freilich seit dem Ausgleich mit Österreich im Jahre 1867 nicht nur die staatsrechtliche Lage in der Gesamtmonarchie zugunsten Ungarns zu ändern, sondern auch im

Königreich selbst dieses Bekenntnis zur Krone durch ein nationalmagyarisches Bekenntnis zu ersetzen. In den Dienst dieser Sache wurde auch die Sprache gestellt. Bis 1842 war Latein die offizielle Amtssprache gewesen, nunmehr wurde das Ungarische auf Kosten und zu Lasten der anderen im Königreich gesprochenen Sprachen aufgewertet und durchzusetzen versucht.

Als sich dann gegen Anfang des 20. Jahrhunderts unter den Deutschen Westungarns nationale Gefühle verstärkten, reagierte das offizielle Ungarn durchaus negativ und verstärkte noch die Bemühungen, den nationalmagyarischen Einfluß durchzusetzen. Ähnliches muß natürlich auch im Blick auf die ebenfalls in Westungarn ansässigen (seit dem 16. Jahrhundert eingesiedelten) Kroaten gesagt werden, die gegenüber den Deutschen auch noch dadurch im Nachteil waren, daß es ihnen relativ stark an Vertretern der nationalen Kultur fehlte.

Diese Gegensätze begannen sich allmählich auch in den Gemeinden der evangelischen Kirche auszuwirken. Zunächst ging es noch eher um die Klagen, daß die Magyarisierung zu einem Ende des Deutschtums führen könnte, wie es 1883 bei einer Hundertjahrfeier vom Festredner gesagt wurde; dann regte sich Widerstand. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß die Leiter der Gemeinden, also die meist der Gentry angehörenden Lokalinspektoren und viele der Pfarrer eher der magyarischen Position zuneigten. Die Gründe waren wohl recht verschieden; bei manchen mag es eine gewisse antikatholisch-antihabsburgische Haltung gewesen sein, manch anderer war von der Verbindung zwischen sozialer Stellung, Bildung und nationalmagyarischer Überzeugung beseelt, manch einer war eben Ungar und dadurch für eine führende Stellung prädestiniert. Die einfachen Leute in den Gemeinden waren eher – und zwar zunehmend deutlicher – deutsch eingestellt, nicht zuletzt auch deshalb, weil sie daran festhalten wollten, was ihnen gewohnt war.

Die in Ungarn traditionell gegebene außerordentlich starke Betonung der sozialen Unterschiede, die durch lange Zeit allerdings nicht als Gegensatz in Erscheinung traten, verhinderte, daß diese Zuwendung der einfachen Leute zum Deutschtum zunächst einen merkbaren Einfluß auf das kirchliche Geschehen hatte. Dabei ist natürlich klar gewesen, daß die Sprache der Verkündigung, aber auch die Verhandlungssprache bei den Sitzungen der Gemeindekörperschaften stets die Umgangssprache der Mehrheit der Gemeindeangehörigen blieb, wenngleich dann Protokolle u. dgl. zum Teil in Ungarisch abgefaßt wurden.

Erst die während des Ersten Weltkrieges immer drückender werdenden Verhältnisse wirtschaftlicher Art führten zum offenen Ausbruch sozialer Gegensätze, wobei sich ankündigte, daß die Entladung lang aufgestauter Emotionen gegebenenfalls recht eruptiven Charakter annehmen könnte. Hand in Hand wurden damit auch nationale Gegensätze sichtbar. Das, was vordem einfach hingenommen worden war, eskalierte nunmehr zum Konfliktfeld. Die Sprengwirkung dieser Entwicklung zeigte sich nach der – für die Ungarn ungünstigen – Beendigung des Krieges in der Roten Revolution und in der wütenden Bekämpfung derselben durch die „Weißen“, die dann mit ausländischer Hilfe den Sieg davontrugen konnten. Daß dieser möglich wurde, war wohl zum Teil auch durch die ideologisch überhöhten und darum besonders unbarmherzigen Handlungsweisen der roten Führer, und zwar auch im westungarischen Grenzgebiet, mitbedingt.

Durch die eben angedeutete Entwicklung wurde die ursprüngliche, auch über die Sprach- und Konfessionsgrenzen gegebene geistige, kulturelle und kirchliche Einheit immer mehr in Frage gestellt. Der Quellgrund, auf dem diese Einheit erwachsen war, kann etwa am Beispiel der Theologie gezeigt werden. Hier war trotz der Betonung nationalmagyarischer Parolen die Weitergabe der Ergebnisse deutscher theologischer Forschung unentbehrlich, und zwar nicht nur wegen der in vielen Gemeinden selbstverständlich gegebenen deutschen Gottesdienstsprache.

Aus deutschen Ländern waren auch viele Impulse gekommen, die sich bereits im 18. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Gründung der Gemeinden und der Erbauung der Kirchen als wirksam erwiesen hatten. Wenn auch in Ungarn zum Zeitpunkt des Ausbaus der kirchlichen Organisation nach den Toleranzpatent genügend eigene Theologen vorhanden waren, hatte doch ein erheblicher Teil derselben an deutschen Universitäten einen Teil des Studiums absolviert. Ödenburg und Preßburg waren zwar für den evangelischen Theologen aus Ungarn Ausgangspunkte seiner Ausbildung, wurden aber durchaus nicht als ausreichend für den Abschluß derselben angesehen. So hatten die Studierenden, die dann in den Gemeinden als Lehrer und Pfarrer berufen wurden, nicht nur Vorbilder für den Kirchenbau mitgebracht, die dann – gegebenenfalls in modifizierter Form – verwendet wurden (Kanzelaltar nach thüringischem Vorbild), sondern es kann auch angenommen werden, daß manche Wurzel ungarischen Kulturbewußtseins durch ein solches Auslandsstudium gelegt worden ist. Diesbezügliche Beobachtungen sind vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu machen. Gegen Ende dieses Jahrhunderts war aber die kulturelle Einheit noch immer nicht zerstört. Die Verwendung von Wiener

Architekten, die allenthalben im Grenzbereich evangelische (und katholische) Kirchen im gotischen Stil errichteten, mag als Hinweis darauf genommen werden, was mit dieser Feststellung gemeint ist.

Aber auch die lange gemeinsame Geschichte erwies sich noch bis in den Ersten Weltkrieg hinein als gemeinsame Basis. Die eher statischen sozialen Verhältnisse in den Ländern der Stephanskronen begünstigten eben die Erhaltung der vorgegebenen Einheit und zwar allen Spannungen zum Trotz.

Das ist auch auf dem Hintergrund der deutlichen Verschiedenheit der rechtlichen und staatskirchenrechtlichen Verhältnisse gegenüber der – seit 1867 so genannten – anderen „Reichshälfte“ zu sehen. Es wirkte sich eben immer noch aus, daß den ungarischen Grundherren spätestens 1645/47 das ius reformandi zugestanden worden war und daß – abgesehen von einer kurzen Spanne zwischen 1673 und 1681 – das Bekenntnis zum Luthertum oder Calvinismus in Ungarn nicht verboten war, wenngleich von seiten der königlichen Behörden (vor allem unter Karl III., 1711–1740, und Maria Theresia) sowie durch einen großen Teil der Grundherren (Magnaten) der Versuch unternommen wurde, das evangelische Kirchenwesen so weit wie möglich zurückzudrängen und möglichst viele Protestanten zur Konversion zu bewegen. Die Möglichkeit, in einzelnen Städten oder in durch Landtagsartikel gesicherten Kirchen auf dem Lande den evangelischen oder reformierten Gottesdienst besuchen zu können, gab den in einzelnen Dörfern persistierenden Protestanten die Chance auf die Erhaltung ihrer Position, damit aber auch auf die Weitergabe des Bekenntnisses in offener Form an die nächste Generation. Und auch nach 1781 blieben die Unterschiede gegenüber „Österreich“ beträchtlich, denn bereits 1790 erlangten die ungarischen Protestanten die „Autonomie“, also die Freiheit von einem landesherrlichen Kirchenregiment und die Leistungsfreiheit gegenüber den Einrichtungen der katholischen Kirche. Äußeres Zeichen dafür war die Berechtigung, an die eben erst errichteten Toleranzbethäuser Türme anbauen zu dürfen – in Österreich war das alles erst mehr als ein halbes Jahrhundert später möglich. Und Schritt um Schritt wurde bis 1848 durch Beschlüsse des ungarischen Reichstages die Parität mit der katholischen Kirche erreicht.

Daß das Reichsvolksschulgesetz von 1869 ebensowenig wie das Konkordat, das Wien im Jahre 1855 mit Rom abgeschlossen hatte und erst 1874 kündigte, in Ungarn keine Geltung hatte bzw. als nicht in Kraft stehend angesehen wurde, stärkte die Position der evangelischen Gemeinden. Vor allem blieben in ihnen die Elementarschulen erhalten, die sich

noch durch längere Zeit als Hort gemeindlichen Lebens und als Garant einer evangelischen Position bewährten. Damit war aber sichergestellt, daß Glaube und Bekenntnis öffentlichen Charakter hatten, daß die volks-erzieherische Funktion der Kirche unangetastet blieb und daß die kirchliche Tätigkeit der öffentlichen Einrichtungen gleichwertig empfunden wurde.

Andererseits wurde dadurch auch das Verhältnis der Gemeindeglieder zur Kirche bestimmt. Die Zugehörigkeit zur Kirche zeigte sich nämlich nicht nur im gesellschaftlichen Verhalten, sondern wurde auch in ihrem Inhalt ganz stark von diesem geprägt und bestimmt.

In Relation zu dem allgemeinen Mangel an Geld im ländlichen Bereich waren die meisten der Gemeinden durchaus wohlhabend, wenngleich die Aufbringung der finanziellen Mittel für die Schulen von den oft nicht sehr großen Filialgemeinden größte Opfer verlangte. Allerdings waren die Unterschiede zwischen den einzelnen Pfarrgemeinden (in Ungarn hießen sie „Muttergemeinden“ und standen in der Regel in Beziehung zu einer oder mehreren Filialen) sehr stark ausgeprägt. Neben den wohlhabenden, großen und angesehenen standen andere, die arm waren und in denen der Streit um die Beschaffung auch nur der notwendigsten Mittel nicht aufhörte. Wie die Situation der Gemeinden, so war auch die Besoldung der Pfarrer und Lehrer unterschiedlich. Auch an dieser Stelle zeigte sich die Gemeindeautonomie, denn der zuständige Senior hatte zwar in den Berufungsbriefen zu bestätigen, daß eine gewisse Einkommensgrenze nicht unterschritten sei, alles andere lag aber im Belieben der Gemeinde. Und die angesprochene Untergrenze der Besoldung lag mehr tief und garantierte kaum das Auskommen. So kam es nicht nur zu erheblichen Unterschieden in der Höhe der Pfarrergehälter, sondern auch zu einer gewissen Aufspaltung der Pfarrerschaft.

Und doch war es eine sympathische, von äußerer Kirchlichkeit ganz stark bestimmte Welt, in der Seelsorge zunächst als Kirchenzucht begriffen und auch so geübt wurde, in der die Zugehörigkeit des „geistlichen Herren“ zur oberen Gesellschaftsschicht und die Geltung seiner Moralvorstellungen unbezweifelt blieb, mochte man sich auch noch so daran reiben. An Identitätsbewußtsein mangelte es nicht. Ein Stück von dem selbstbewußten Satz „extra Hungaria non est vita; sed est vita, non est ita“ galt auch für das Kirchenwesen der westungarischen evangelischen Gemeinden.

2. Gestern

Diese Einheit im Vorgestern, die eine Fülle von Gegensätzen in sich barg und bergen konnte, wurde, wie bereits angedeutet, von innen her bedroht und dann von außen gesprengt. Die Gründe sind ebenfalls bereits angeführt worden. Die endgültige Sprengung erfolgte durch die Grenzziehung, die 1921 doch erheblich anders vorgenommen wurde, als zunächst vorgesehen war. Es kam dabei zu keiner Grenze, die die Sprachgruppen voneinander geschieden hätte; das war angesichts der „Gemeengelage“, in der sich ungarische, kroatische und deutsche Orte befanden, wohl auch gar nicht möglich; das wurde ein Stück weit aber auch dadurch verhindert, daß ein Teil der Deutschsprachigen ein stärkeres Affinitätsgefühl zu Ungarn als zu Österreich besaß. Schließlich wurden 4 000 Quadratkilometer mit nicht ganz 280 000 Menschen österreichisch, wenigstens 35 bis 40 000 Deutsche verblieben in Westungarn (in den Resten der angeführten Komitate).

Die Grenzziehung hatte auf beiden Seiten Emotionen hervorgerufen. Das „nem, nem, soha“ der Ungarn war durch lange Zeit zu hören und begegnete einem auch noch gelegentlich nach dem Zweiten Weltkrieg – man empfand die neue Grenze schon deshalb als Unrecht, weil man sich gegenüber Österreich als der weniger Schuldige am Kriegsausbruch und Kriegsverlust fühlte. Wenn Ungarn schon an allen Seiten Gebiet verloren hatte, so wurde dieser Verlust im Westen als besonders empörend empfunden. Aber auch in Österreich wurde die Grenzziehung als Unrecht empfunden, blieben doch mit Wieselburg, Güns und vor allem Ödenburg die natürlichen Mittelpunkte des Grenzlandes bei Ungarn, wobei vor allem der Verlust von Ödenburg, bei dem die Umstände des Verbleibens besonders schmerzlich aufgenommen wurden und das zudem als neue Landeshauptstadt für das nunmehr „Burgenland“ genannte Stück Land vorgesehen war, tiefe Wunden im Bewußtsein der Burgenländer hinterließ. So konnte man einerseits noch immer von „Westungarn“ sprechen und das Burgenland meinen, andererseits von einem unerlösten Ostburgenland träumen.

Diese Ressentiments blieben im Bewußtsein der Bewohner auch noch lebendig, als die hohe Politik in Mitteleuropa die beiden Staatsführungen in Wien und Budapest längst zu einer positiveren Haltung zueinander bewogen hatte.

Auch in der evangelischen Kirche blieb diese aus Ideologien erwachsene und durch die Politik der Siegermächte von 1918 vollzogene

Trennung der früheren Einheit nicht ohne Folgen. Das bezieht sich nicht nur auf die organisatorische Trennung. Die bereits vor der äußerlichen Teilung gewachsenen Fronten wurden nunmehr deutlicher ausgeprägt und auf Grund der erlebten gegenseitigen Beschuldigungen und Verdächtigungen starr und fest. Pfarrer hatten sich nämlich als Sprecher und Vertreter verschiedener Positionen während der Auseinandersetzung um den „Anschluß“ betätigt und ihren Einfluß auch auf politischem Gebiet geltend zu machen versucht. Sie sind dabei aus durchaus verschiedenen Gründen für den „Anschluß“ oder für das „Verbleiben“ eingetreten. Und auch bei ihnen haben sich nationale Motive mit kirchlichen vermengt und blieben persönliche Ängste oder Vorlieben nicht ohne Einfluß auf die dann verallgemeinert abgegebene Stellungnahme.

Manch einer hatte Angst vor jenem Österreich, in dem zwischen kirchenfeindlicher Sozialdemokratie und politisierendem Katholizismus schier kein Platz für eine evangelische Minderheit bleiben konnte. Andere sahen wieder die erheblich engere und gedrücktere Stellung, die Pfarrer und Kirche in Österreich einnahmen. Und schließlich gab es welche, die aus ausgesprochen nationalen Gründen für den Anschluß eintraten. Das schloß eine promagyarische Stellung ebenso ein, wie eine Meinung, daß durch die Loslösung der burgenländischen Deutschen das Deutschtum in Ungarn so geschwächt werden konnte, daß es seine bisherige Geltung und Position nicht mehr einzunehmen imstande wäre. Auf der anderen Seite sprach man unverhohlen – und angesichts der Anschlußträume in Österreich sicher nicht ohne Berechtigung – davon, daß der Anschluß des Burgenlandes lediglich den ersten Schritt auf dem Weg der Heimkehr ins „Mutterland der Reformation“ darstelle. Bei den Pfarrern, deren Gemeinden an Österreich fielen, waren die Befürworter des Anschlusses deutlich in der Überzahl, der eine oder andere mußte sogar wegen seines Eintretens für Österreich zeitweilig aus seiner Gemeinde flüchten. Agendorf und Ödenburg waren hingegen die Wirkungsstätten jener evangelischen Geistlichen, die an vorderster Front gegen den Anschluß „kämpften“. Es war zwar nur ein Kampf der Worte, aber auch er hinterließ Wunden und verursachte Schmerzen.

Natürlich bemühte man sich von österreichischer Seite, die kirchlichen Einrichtungen des Burgenlandes so schnell wie möglich von ihren bisherigen Institutionsformen loszulösen und dem Verband der österreichischen Kirche einzugliedern. Immerhin bedeuteten die rund 25 Pfarrgemeinden mit ihren mehr als 60 Schulen eine wertvolle Vergrößerung der durch den Zerfall der Monarchie klein und arm gewordenen Evangelischen Kirche in

Österreich. Andererseits hoffte man in Ungarn noch durch einige Zeit, daß die sich neu bildenden burgenländischen „Seniorate“ (Kirchenbezirke) an der Verbindung mit der ungarischen Kirche festhielten und sich gewissermaßen als ausländische Bezirke den ungarischen Distrikten (Diözesen) eingliederten. Obschon da und dort ein derartiges Verlangen auch im Burgenland vorhanden war, konnte man an der endgültigen Unterstellung unter die österreichischen Kirchenbehörden nichts ändern.

So war das „Gestern“ durch jene Konsequenzen gekennzeichnet, die sich aus der Zerstörung der Einheit ergeben haben. Die Enttäuschungen und Emotionen mußten vorerst verarbeitet werden, um eine andere Zeit der Verbundenheit bilden zu können. Das war aber vorerst aus verschiedenen Gründen unmöglich.

Zunächst arbeitete man daran, die wenigen noch verbliebenen Brücken abzubauen. Eine im Burgenland verbliebene Tochtergemeinde wurde solange beeinflußt, bis sie der Abtrennung von der in Ungarn verbliebenen Muttergemeinde zustimmte und – in der Zeit der Weltwirtschaftskrise – unter großen Schwierigkeiten zu einer eigenen Pfarrgemeinde wurde. Die persönlichen Kontakte wurden in dem Maße weniger, als eine jüngere Generation in die Pfarrstellen einrückte. Der letzte, der noch von einem der ungarischen Bischöfe ordiniert worden war, war doch schon 1919 ins Burgenland gekommen.

Man wußte auch nicht, wie man sich zueinander verhalten sollte. Diese Unsicherheit zeigte schon der größte Teil des Lehrkörpers der beiden evangelischen Gymnasien in Oberschützen, der 1922 die Schule verließ. Und die, die nunmehr hierherkamen, brachten eine deutschnationale Ideologie in bisher so nicht gekannter Weise mit. Diese Ideologie bestimmte mehr und mehr das kirchliche Leben im Burgenland. Die Lehrer an den Volksschulen, die jüngere Generation sowie einige Pfarrer waren davon sehr berührt und „modernisierten“ Gemeindeleben und Verkündigung in dieser Hinsicht. Und die Beziehungen zu den deutschsprachigen Gemeinden in Westungarn verkümmerten.

Das geschah interessanterweise trotz des zunehmenden Einflusses, den dort der „Volksbund der Deutschen“ gewann. Und der heiß ersehnte Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich führte nicht nur zu einer weitgehenden Verdrängung der Kirche aus dem öffentlichen Leben, sondern auch zu einem verstärkten Abschluß gegen Ungarn. Die Grenze wurde deutlicher hervorgehoben und besser bewacht als je zuvor. Der Graben wurde tiefer und konnte auch nicht mehr überbrückt werden, als während des Krieges deutsche Kinder nach Ödenburg und in andere westungarische

Städte evakuiert wurden, um dergestalt vor den alliierten Bombenangriffen geschützt zu werden. Diese Einquartierungen brachten die ungarischen Gemeinden erst recht in eine schwierige Lage, zumal auch ein deutsches Bekenntnis gefordert wurde und gegen die Präsenz der Kirche in der Öffentlichkeit heftig gearbeitet wurde.

Die endgültige Zerstörung der einmal vorhanden gewesenen Einheit brachten aber die Ereignisse der Jahre 1945 bis 1948. Der Ideologisierung des deutschen Bekenntnisses antworteten die Vertreter der nach 1945 in Ungarn bestimmenden Parteien (mehr oder weniger wohl auch unter dem Druck der Besatzungsmacht, sicher aber auch in Reaktion auf die verletzten ungarischen Gefühle) mit der Ausweisung der Deutschen. Es war eine kollektive Strafe für etwas, das man wenige Jahre vorher noch von keiner Seite als Schuld empfunden hatte. Dabei war der Kreis der Ausgewiesenen nicht eben ganz genau festgelegt. Wie es dann immer zugeht, kamen auch Leute zu Schaden, die eigentlich nichts mit der Sache zutun hatten. Einsichtige Vertreter der Kirche sahen, welche Konsequenzen diese Ausweisung haben mußte. Das Presbyterium der Pfarrgemeinde Sopron versuchte alles mögliche, um eine derartige Reduktion der deutschsprachigen Gemeindeglieder zu verhindern. Und um ein Haar hätte es fast noch jene getroffen, die 1921 besonders heftig für den Verbleib der Stadt bei Ungarn geworben hatten.

Dieser Zerstörung menschlicher Kommunikation durch Entfernung vieler folgte dann die Verdichtung des Grenzzaunes. Damit waren so gut wie sämtliche Kontakte zwischen benachbarten Orten, Gemeinden oder Einrichtungen unmöglich gemacht. Wenn man vor die Fenster der österreichischen Korridorzüge, die durch Sopron fahren durften, wie es der Friedensvertrag von 1919 verfügt hatte, Sichtblenden aufsetzte, so daß man zwar ein kleines Stückchen Himmel, keineswegs aber etwas vom Land sehen konnte, kennzeichnet das die Situation, wie sie nach 1945 gegeben war. Es war aus. Man wußte wenig voneinander, und die gelegentlichen Kontakte, die etwa über den Lutherischen Weltbund zwischen den Kirchenleitungen bestanden, hatten keinen Einfluß auf die Gestaltung der Beziehungen über den Zaun hinweg.

Die Emotionen waren neuerlich auf das höchste hochgepeitscht worden, die Ablehnung war auf weite Strecken dem Haß gewichen. Jahrhundertelange Arbeit und Kultivierung, die Mitträgerschaft sozialer und geistiger Entwicklungen waren brutal und unwiederbringlich ausgelöscht worden. Man wollte darum mit dem Nachbarland und seinen Leuten nichts zu tun haben. Und drüben gab es andere Sorgen, die die Einschränkung

der kirchlichen Arbeit, gerade in den Grenzregionen, Beschuldigungen gegen zahlreiche führende Mitglieder der Kirche und die massive weltanschauliche Propaganda des totalitären kommunistischen Staates zur Grundlage hatten. Die bisherige geschützte und auf die Unterstützung durch den Staat sowie die postfeudalen Strukturen gegründete Existenzform der evangelischen Kirche wurde zerstört. Typischer noch für diese Bedrohnis als die Vorgehensweise gegen Bischof Lajos Ordass, der bis 1943 noch Wolf geheißten hatte, war die Verhaftung und Ausschaltung des Generalkircheninspektors Baron Albert Radványky. Mit ihm wurde die Gentry, die bisher führende Laienschicht der ungarischen Kirche, getroffen und ausgeschaltet.

Und die Ereignisse des Oktober 1956 waren nicht geeignet, irgend etwas von den vergangenen Traumata zu beseitigen. Ja, man half, so gut man von Österreich aus konnte, man teilte das, was man eben errungen hatte, mit denen, die gar nichts hatten, man nahm jene mit offenen Armen auf, die meinten flüchten zu müssen, man sah die Not und mühte sich, wo man konnte. Aber weder während der Tage des Durcheinanders, noch erst recht nach der Durchsetzung der von Moskau legitimierten Kräfte kam es zu einer wirklichen Begegnung zwischen Kirchen oder Gemeinden. Und dann war ja das, was Winston Churchill den „Eisernen Vorhang“ genannt hatte, wieder zu. Die Kontaktmöglichkeiten waren wieder genommen.

Immerhin war es für die Folge vielleicht wichtig, daß sich nur sehr wenige der Ungarnflüchtlinge im Burgenland niederließen. So kam es gerade hier nicht zur Ausbildung dessen, was man vielleicht Emigrantenmentalität nennen könnte und was sich durch Voreingenommenheit, Schuldgefühl und Ablehnung jeder Entwicklung auszeichnet. Es gab zunächst für viele Jahre keine Entwicklung. Man wußte voneinander wenig und immer weniger, je weniger von den 1945 Ausgewiesenen oder im Lande Verbliebenen ihre Erinnerungen und Erfahrungen noch weitergeben konnten.

3. Heute

Der Weg ins Heute wurde nicht von den Gemeinden oder Pfarrern im Burgenland oder Westungarn gebahnt. Da waren andere vorher daran. Es waren die kirchlichen Vereinigungen, wie das Gustav-Adolf-Werk oder der Martin-Luther-Bund, die Kontakte knüpften, Hilfestellungen leisteten und vorsichtig Türen öffneten. Natürlich waren auch die Beziehungen, die über Genf, also über den Lutherischen Weltbund und den Weltrat der

Kirchen gegeben waren, an dieser positiv sich gestaltenden Entwicklung nicht unbeteiligt.

Und im Lande selbst waren es die Politiker, die erste Kontakte bahnten. Man schloß Kulturabkommen zwischen dem Burgenland und den beiden angrenzenden westungarischen Komitaten (Győr-Sopron und Vas). Aus der Begegnung der Historiker beim Jubiläum der Türkenschlacht bei St. Gotthard(-Mogersdorf) 1964 erwuchs eine sich immer mehr erweiternde kulturelle Verbindung.

Auch die katholische Kirche war allmählich am Bau derartiger Brücken beteiligt. Von protestantischer Seite war eigentlich nur der aus Ungarn nach Oberwart gekommene reformierte Pfarrer an der Anbahnung der Beziehungen unmittelbar beteiligt, wenngleich es auch unter den lutherischen Geistlichen einige gab, die da und dort persönliche Beziehungen anknüpften.

Es war das Toleranzpatentjubiläum von 1981, das den Anstoß dazu gab, daß gewissermaßen auf breiter Basis die Beziehungen aufgenommen wurden. Dabei war es zunächst kein umfassendes Programm, das dem zugrundelag, sondern eine sehr bescheidene Anfrage von burgenländischer Seite, ob nicht von seiten der ungarischen Gemeinde Exponate für eine in Oberschützen geplante große Ausstellung zur Verfügung gestellt werden könnten. Gleichzeitig meinte man, daß die burgenländischen Gemeinden eingeladen werden sollten, etwas zur Wiederherstellung der Artikularkirche in Nemescsó beizutragen. Dieser Ort war für die im heutigen Südburgenland liegenden Gemeinden so etwas wie der Zufluchts- und Gottesdienstort vor der Erteilung des Toleranzpatentes gewesen; und wenn auch die dort bestandene „deutsche“ Kirche schon bald nach 1781 abgetragen worden war (und im heute burgenländischen Lutzmannsburg wiedererrichtet worden war, wo sie bis 1846 stand), so war doch in Nemescsó eine der Wurzeln der kirchlichen Organisation im heutigen Südburgenland gegeben. So konnte sich eine Sammlung für diese Kirche, deren Erhaltungszustand von dem der anderen grenznahen Artikularkirche in Nemeskér unerfreulich abstach, auch etwas von dem historischen Bewußtsein wiederbringen, das auch im Burgenland nicht mehr ungebrochen vorhanden ist.

Aus dieser zunächst recht begrenzten und aktuellen Zusammenarbeit wurde aber rasch mehr.

Dazu hat sicher beigetragen, daß die Rëssentiments von 1921 längst unaktuell geworden sind, daß – entgegen etlichen Befürchtungen in den burgenländischen Gemeinden im Jahre 1945 – die damalige Grenzziehung

als „entgeltig“ angesehen werden kann und die seitherigen Entwicklungen die damaligen Vorbehalte überflüssig haben werden lassen. Sicher hat aber dazu auch beigetragen, daß auch die Wunden von 1945 vernarbt oder verheilt sind. Daß Evangelische, die aus westungarischen Orten ausgewiesen wurden und heute in der Bundesrepublik wohnen, bereit sind, für die Erhaltung ihrer Heimatkirchen etwas zu geben, darf auch im Burgenland als deutliches Symptom einer Entkrampfung gesehen werden. Sicher sind noch nicht alle so weit, und es gibt auch unter den Pfarrern den einen oder anderen, der wirklich darunter leidet, daß die letzten Reste deutschsprachigen kirchlichen Lebens in westungarischen Gemeinden immer weniger werden. Insgesamt aber ist es so, daß auch diese Ausweisung von 1945 und das Ende des ungarischen Deutschtums als geschehene Tatsache anerkannt wird. Daß in der Zwischenzeit von ungarischer Seite die Problematik der seinerzeitigen Entscheidung anerkannt und zugegeben wird, erleichtert sicher die geistige Bewältigung der Sache.

Wichtig war auch, daß von beiden Seiten die Situation der jeweils anderen Seite akzeptiert und anerkannt wurde. Freundschaftliche und brüderliche Beziehungen bedeuten nicht, daß damit das Recht der Einmischung in die Position, Stellung und Arbeit der anderen Kirche gegeben wäre. Es kann zum Gedankenaustausch und zu gegenseitigen Anfragen führen, es kann dazu führen, daß man gegenseitig Rat sucht, keineswegs dazu, daß man sich zu bevormunden sucht.

Dabei ist anzuerkennen, daß sich die beiden Kirchen – und ihre im Grenzgebiet gelegenen Gemeinden – in den nunmehr 65 Jahren, in denen die äußerliche kirchliche Einheit nicht mehr besteht, in verschiedene Richtungen entwickelt haben, wodurch unbeschadet der gemeinsamen Wurzeln, die immer noch erkennbar sind und gelegentlich sogar noch Wirkungen zeigen, die Verschiedenheit der Identität überwiegt.

Das beginnt bereits bei der äußerlichen Situation. In den burgenländischen Gemeinden ist die volkskirchliche Situation nach wie vor gegeben; abgesehen von der 1938 erfolgten Auflösung des kirchlichen Schulwesens ist die öffentliche Geltung und Stellung der evangelischen Kirche als „gesellschaftsrelevante“ Kraft durchaus gegeben, der Anteil an der Bevölkerung hat sich seit 1910 nicht verringert. In den westungarischen Gemeinden ist der Schrumpfungsprozeß gegenüber 1914 unverkennbar – auf die Gründe wurde bereits hingewiesen. Dazu kommt natürlich, daß in einem ideologisch festgelegten Staat zumindest zu Zeiten die Position der Kirche in der Öffentlichkeit erheblich eingeschränkter

gewesen ist und auch die Ausbildung der „Theologie der Diakonie“ nur allmählich eine gewisse Freiheit der Position erbracht hat.

Wenn man dann aber wieder im Gespräch „über den Zaun“ hört, wie die seelsorgerliche Situation und die Problematik der äußerlichen Kirchlichkeit in beiden Kirchen gelagert sind, stellt man fest, daß diese Unterschiede gegenüber den Gemeinsamkeiten keineswegs als vorrangig angesehen werden können.

Diese Feststellungen kann man auf Grund der in den letzten Jahren durchaus intensiver gewordenen Gespräche treffen. Diese haben ihren Ort zunächst in offiziellen Begegnungen. Unter diesen rangieren nunmehr die gemeinsamen Pfarrerkonferenzen, die abwechselnd in Ungarn und im Burgenland gehalten werden, sicher an erster Stelle. Sie erwuchsen aus einem ersten Versuch, die äußerliche und geistliche Situation des ungarischen Nachbarn kennenzulernen, und haben zu einer gewissen Institutionalisierung geführt. Dominierten bisher eher die Referate, so sollte in der nächsten Zeit der Stil dieser Konferenzen – schon wegen der sprachlichen Probleme – geändert werden, so daß dem Gespräch in kleinen Gruppen der Vorrang zukommt. Diese Begegnungen sind so repräsentativ, daß in beiden Ländern die politischen Repräsentanten durch Empfänge und Begegnungen die Bedeutung zu unterstreichen bemüht sind. Dazu kommen andere offizielle Begegnungen, wie etwa Jubiläen oder Kircheneinweihungen, auf der einen oder der anderen Seite, zu denen die Repräsentanten und auch die Gemeinden der anderen Seite der Grenze eingeladen werden.

Diese Begegnungen führen damit schon zum anderen, nämlich zu den Kontakten von Gemeinde und Gemeinde. Wenn bei einem Gemeindefest im Burgenland eine ungarische Pfarrerin predigt oder wenn der burgenländische Superintendent bei der größten Begegnung der westungarischen Diaspora im Jahr, also am Tag von Nemeskér, die Predigt hält, wobei noch einige Gemeindegruppen am Gottesdienst teilnehmen, wenn Konfirmandengruppen mit ihren Rädern zum deutschsprachigen Gottesdienst in eine Gemeinde jenseits der Grenze fahren, wenn es Gemeindebesuche gibt, an denen größere Gruppen von Personen teilnehmen, dann zeigt das, wie vielfältig diese Beziehungen geworden sind.

Daß daraus auch unmittelbar persönliche Bekanntschaften und Freundschaften entstanden sind, kann ohne Rückhalt festgestellt werden. Diese Verbindungen reichen bereits sehr stark in den Bereich des persönlichen und Verborgenen hinein, über den zu berichten aus begrifflichen Gründen sehr schwer fällt.

Daß in diesen neugestalteten Beziehungen die Hilfeleistung ihren Platz hat, braucht nicht verschwiegen zu werden. Dabei handelt es sich aber weder um ein paternalistisches Gehabe noch auch um eine Einbahnstraße. Immerhin scheint es doch wertvoll zu sein, einmal darauf hinzuweisen, daß – abgesehen von lokalen Hilfeleistungen durch einzelne Gemeinden – für Nemescsó rund 140 000 Schilling, für die Gemeinde in Kőrmend rund 40 000 und nunmehr für die Kirchensanierung in Sopron mehr als 200 000 von den burgenländischen Gemeinden aufgebracht wurden. Dazu kommen noch Gaben, über die man kaum Auskunft geben kann.

Schließlich sollte noch darauf hingewiesen werden, daß im Kirchenblatt der ungarischen Kirche immer wieder auf Ereignisse und Kontakte mit burgenländischen Gemeinden hingewiesen wird, daß in dem von der burgenländischen Superintendentur herausgegebenen Blatt „Lebendiges Evangelium“ immer wieder Arbeiten von ungarischen Autoren und zu westungarischen Themen abgedruckt werden konnten und daß das Diözesanmuseum in Stoob im Jahr 1987 seine Sonderausstellung dem Thema „Evangelische Kirchen in Westungarn“ widmete.

Was ist damit erreicht worden? An dieser Stelle kann natürlich nur das berichtet werden, was sich im Burgenland zeigt. Es ist ein Stück weit das Bewußtsein aufgebrochen worden, am Ende zu liegen. Man sieht die Öffnung auch im kirchlichen Bereich und erkennt die eigene Funktion an der Brücke, die die Grenze doch auch sein kann. Es ist damit zugleich das Bewußtsein von der eigenen kirchlichen Lage ein Stück weit gewachsen. Man sieht, daß es nicht nur die kirchlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik gibt, die man etwa vom Besuch der Gustav-Adolf-Feste her kennt (oder zu kennen glaubt). Es ist aber auch die Bereitschaft gewachsen, sich noch auf weitere kirchliche Situationen einzulassen; davon profitieren etwa die Patenschaften zu siebenbürgischen Gemeinden. Es ist nicht zuletzt das Bewußtsein der eigenen Herkunft deutlich geworden. Und damit ist ein Beitrag zur Identitätsfindung geleistet worden, der angesichts der derzeitigen Identitätskrise – in allen lutherischen Kirchen – nicht unwesentlich sein dürfte. Es ist – stärker als es die Entwicklungshilfe tun konnte – die Verpflichtung erkannt worden, Opfer nicht nur für den Aufbau und die Erhaltung des eigenen kirchlichen Betriebes (der Gebäude und der Strukturen) zu geben, sondern auch für andere.

Wenn man das alles zusammenzählt, ist es eigentlich gar nicht wenig, was aus diesen Kontakten gewachsen ist. Gerade weil es ohne vorherige Proklamationen und ideologisierende Absichten erfolgt ist, hat es einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Friedensarbeit der Kirchen leisten können

und hat Ökumene im guten Sinne realisiert. Man hat unter den burgenländischen Protestanten die „Feindbilder“ von gestern als unrichtig erkennen können, bzw. gelernt, sie nicht unbedingt mehr an die nächste Generation weitergeben zu müssen. Kenntnis anderer Menschen und Verhältnisse schützt vor allgemeinen Vorurteilen und vermag etwas zum Abbau derselben beizutragen. Und damit betritt man unzweifelhaft ein Gelände, das als Aufgabenbereich der Verkündigung gekennzeichnet ist. Ethisches Verhalten, das nicht durch Reden, sondern durch Erfahren erworben werden kann, ist sicher konform dem Aufgabenbereich der kirchlichen Arbeit.

Es ist nun in den Beziehungen zwischen den ungarischen und burgenländischen Gemeinden kaum etwas über Versöhnung gesagt worden; es gibt auch keine feierlichen Schuldbekennnisse oder Bitten um Vergebung. Aber daß man heute unbefangen von den bitteren Ereignissen der Jahre nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg reden kann, daß die Bereitschaft zum Gespräch hinüber und herüber da ist, das ist als gelebte Versöhnung mehr als eine bloße Erklärung. Allein die Selbstverständlichkeit, mit der die ungarischen Pfarrer bereit waren, Deutsch als „Konferenzsprache“ bei den gemeinsamen Pfarrerkonferenzen anzunehmen, ist aufschlußreich.

Es ist zwar sicher eine Tatsache, daß die Einheit von Vorgestern unwiederbringlich dahin ist, daß aber auch der Gegensatz von Gestern nicht mehr besteht; das ist vor all den ideologischen, politischen und anderen Hintergründen eine beachtliche Entwicklung.

4. Morgen

Sicher ist da noch sehr viel gebrechlich und fragil, zu sehr vom Charakter des Außerordentlichen und Staunenswerten erfüllt, als daß man schon sagen könnte, dieser Prozeß der brüderlichen Friedensarbeit wäre abgeschlossen oder an sein Ziel gelangt. Die Weiterführung ist die Aufgabe der nächsten Jahre. Es geht dabei um dreierlei:

- a) zunächst müssen noch viel mehr Menschen auf beiden Seiten des Zauns in diesen Prozeß nachbarschaftlicher Gemeinschaft einbezogen werden.
- b) Sodann muß das, was an Gemeinsamkeit gewachsen ist, vertieft und gefestigt werden. Das kann nur in einer immer neuen Besinnung auf den Auftrag der Kirche geschehen.
- c) Und zum dritten ist es erforderlich, alle diese Kontakte und Verbindungen in den Bereich des eigentlich Selbstverständlichen zu bringen.

Das heißt, daß an dieser Stelle nicht nur viel zu arbeiten ist, sondern daß es vor allem viel zu hören und zu beten gibt. Das Hören meint sowohl das aufeinander Hören in theologischer und praktischer Hinsicht, wie auch das – gemeinsame – Hören auf Gottes Wort in Gesetz und Evangelium. Dazu eine Notiz: Es ist schon für uns Österreicher beeindruckend, wie vor einiger Zeit in Ungarn die als Frage an die bisher gewissermaßen offizielle Theologie der Diakonie entstandene Bewegung aufgenommen und ihre Gedanken ohne viel Aufhebens als Grundlage von Diskussionen genommen wurde, bis nunmehr ein Exponent dieser Anfragen und Bedenken zum Distriksinspektor eines der beiden Kirchendistrikte gewählt wurde und damit die von unten gekommenen Bedenken gegen den Weg der Kirche nunmehr gewissermaßen im engsten Kreis der Verantwortlichen ihre Aufnahme gefunden haben. Das zu hören ist erstaunlich und kann nur als Mahnung und Erinnerung gleichermaßen genommen werden. Freilich geht es nicht nur um das Hören dessen, was der andere diskutiert und redet, sondern vor allem um das Hören darauf, wie er seinen Auftrag in den Rahmenbedingungen, die Gesellschaft und geistiges Leben bieten, zu erfüllen bemüht ist. So ist es auch notwendig, daß zu dem einander Hören das einander Sehen tritt. Man muß sich immer wieder umsehen und entdecken, was geschieht. Das hat zwar mit der notwendigen Behutsamkeit und dem schuldigen Respekt zu geschehen, aber jedenfalls mit ganz großer Aufmerksamkeit. Das schließt das Sehen im Sinne des Besuchens und des Beisammenseins ein. Und es führt zum miteinander Feiern. Die gute Botschaft des Evangeliums führt zur Fröhlichkeit, zur Gemeinschaft und zur Feier im Namen Gottes. Das ist wesentlich für ein Miteinander von Kirche zu Kirche. „Feier“ meint ebenso das Heilige Abendmahl und die große kirchliche Festlichkeit, wie das eher offene Beisammensein in der Gemeinde an einem Kirchweihstag oder Gemeindefest. Wer vom anderen hört, den anderen sieht und mit ihm feiert, der ist zu vielem bereit und befähigt: er kann vom anderen etwas annehmen. Er lernt, was not tut, daß der Bau des lebendigen Domes weitergeht. Er kann aber auch Vergebung annehmen und Vergebung gewähren – und zwar ohne große Worte machen zu müssen. Er kann aber auch im Vertrauen Informationen annehmen, ohne erst lange prüfen zu müssen, wozu und in welcher Absicht diese gegeben worden sind. Solches Annehmen führt in der Folge zum Erkennen des anderen. Man sieht, wie es ihm wirklich geht, wo seine Nöte sind und wo seine Stärken liegen. Man sieht, wo es heiß und wo es kalt ist. Und dann kann man wirklich helfen. Sorge teilen – das ist der Inhalt solchen Helfens. Die Solidarität und das gemeinsame Unterwegssein, das

sind die Hintergründe, daß solche Hilfe gegeben wird, annehmbar bleibt und zu neuer Gemeinschaft führt.

Wie das in die Praxis umgesetzt werden kann, das wird für uns nicht die Sache von großen Programmen sein, sondern sich als Ergebnis jeweils konkreter Überlegungen und Hilfen finden. Es wird sich einfach ergeben, was wann und wie gemacht werden kann. Natürlich gibt es Gedanken, was man tun könnte. Aber es ist nicht so wichtig, ob der eine oder andere Gedanke realisiert werden kann. Wichtig ist, daß das, was geschieht, den oben dargelegten Grundsätzen entspricht.

Wenn die Beziehungen und Kontakte, die sicher auch durch bestimmte Personen gegeben sind und getragen werden, aufrecht erhalten und in dem angegebenen Sinn ausgebaut werden können, dann hat das eine Reihe von Konsequenzen, die über die enge und kleine Gruppe evangelischer Gemeinden hüben und drüben hinausreichen. Die Grenze wird sicher nicht ausgelöscht werden können, die 1921 gezogen wurde, aber der Bruch, der damals eintrat und später vertieft wurde, wird überbrückt, vielleicht sogar überwunden werden können. Das ist sicher nicht nur Bestreben der kirchlichen Kreise, die solche Beziehungen pflegen, wohl aber ihr besonderes Anliegen. Es wird sich – so darf man hoffen – eine gegenseitige Stärkung und Ermutigung im Bekenntnis ergeben, die Gottes Geist freie Bahn zu machen vermag, so daß Glaube und Hoffnung wachsen, daß die Liebe gemehrt wird. Es wird sich – wenn Gott es will – die Möglichkeit ergeben, immer neue Aufgaben gemeinsam zu erfüllen, die der Kirche in der Welt von heute gewiesen sind. Dabei wird die Differenz in der gesellschaftlichen Ordnung sicher eine weit geringere Rolle spielen, als das gemeinhin angenommen wird. Wohl aber wird das Verständnis für die Brüder und Schwestern, die eine andere Sprache sprechen und in einem solch anderen Gesellschaftssystem als Christen leben, groß werden. Und aus alledem mag sich das Wunder ergeben, daß Menschen Friede als Gottes Geschenk und als Heil erleben können. Die Aufgabe der Staatsmänner in Ungarn und in Österreich wird es weiterhin bleiben, daß die Grenze nicht von Waffen starrt, sondern eine Möglichkeit zum Durchschreiten behält. Sie werden also für den Frieden in äußerlicher Hinsicht sorgen müssen; Gottes Gabe und Antwort auf die Gebete und das Flehen der Christen in beiden Ländern wird aber jener Friede sein, der höher ist denn menschliche Bemühungen und Vernunft, der das Heil in sich birgt und den alle Christen in den Stürmen den Lebens erwarten. Wenn die Brücken, die in den letzten zehn Jahren zwischen dem Burgenland und Ungarn gebaut werden konnten, dazu dienen, dann war es wirklich Geschenk und Gnade Gottes.